Schulten-Hochtyit

Von Friedrich Wilhelm Grimme.

Op Aßmannshuawe was graute Hochtyit. De Kattentöppe (Böller) biuseden, un Trumpetten un Klanetten blaisen iäre Mäiste. Un alles was inlatt, Famiige und Fröndskop, Köster un Pastauer; un selwer de Schwäine- un de Piärrejunge kriegen iäre Richtige, fette Büters met Schinkenfläis. Sai läggten sik alle öntlik int Schmiär, un de Wyin flaut üwer de Diske. De alle Schültske was recht kuntant un sau lebändig as' en Immeken, schnäit un draug op. Ase awer de Schinke ümmer klenner woorte, un ase me dem Brohn all op den Knuapen saihn konn, do käik sai sik doch mol schaif ümme, of de Ryige nau nit klenner worden wör; awer näi, sai saaten ase de Pöhle; un, o wäih! do biuten fenk et an de riänen un te pleestern, dat sik känn Ruie op de Stroote wogede. „Jä, Schültske! hyi blyiwet, bo ve unner Dak sind; ve mottet 'ne Nacht op Aßmannshuawe hallen." — „„Dat sall us recht laif syin! vyi het jo Platz!"" saggte de Schültske un knäip an den Augen un stallte iäre Gesicht terechte, ümme fröntlik iuttesaihn. Un sai bliewen do. De Pastauer kam op de Heerenstuawe un kräig en Bedde sau hauge, dat me üwer den Staul styigen mochte; wat kemen op de Kammern, andre ob de Hille, un dai det grüäweste Wand (Tuch) amme Rock hadden, oppen Balken int Hai. De Schültske konn nit schlopen, un helt äinmol üwer't andermol de Hand iut dem Fenster, of e nau riänte; un bo nau alles schlaip, stont sai all op un käik in de Wiährpoorte (Wetterpforte, der nordwestliche Himmel): de Himmel was duister, un et gaut mett Mollen. Sai raip ganz verdraitlik: „Gerdruiken! hank den Kitel, näi, hank den Schütelpot op un kuak Kaffäi! mak 'ne awer nit te stark, de Ryige is lank."

Middlerwyhile fünnen sik alle in: iut der Heerenstuawe, ban den Kamern un van der Hille; un ok dai imme Hai rispelden sik' ob un strieken sik de Kletten un Spiere iut den Hooren; un nit lange, do saat wier alles richtopp ummen Disk. De Schültske lait sai byim Kaffäi sitten bit tain Uhr; awer et bläif amme Riänen, un sai mochte ok en Froihstücke brengen. De Mannsluie sochten de Koorten und schlaigen 'ne vernüftigen Solo an, de Frauluie kakalden un riepeden det ganze Kiäspel düär; de Köster machte mal taur Veränderung 'ne Witz üwer't Wiär: „et riänt, ase wann't et in Akkord härr', joh, ase wann't der Kraundalers met verdainte", un hinner diäm Witze hiär drank hai wier un dachte: „wann hyi dat Gedränke nit oygäit, dann loot et riänen bit Sente-Merten!" Un de Schültske trändelde henn und hiär, ase wann sai Kuallen in den Schauen härr', un käik iut der Düähr inter Lucht un no der Windfahne — awer der Himmel soh nau ümmer iut ase en Driägelaken, un et pleesterde, alse wann de Welt versiupen söll. „Jä, Schültske, dyi sollt wuall naumol uge Middagesgast blyiwen maiten." — „„Jä, jä! 't is gutt!"" sagte sai, soh awer dabyi selwer iut, ase säß Wiäcken Riänewiähr. Sai haalte 'ne niggen Schinken van der Flaißwyime (Rauchbalken), besoh 'ne ganz wäihmaidig un doh 'ne innen Pott. Ase gar was, schnäit sai Stückskes sau dünne ‚as' en Mohnblatt, un söchtede dyi jedem Schniee. Byim Diske machte de Köster 'ne niggen Witz: „Schültske, ik hewwe Malöhr hat! ik öhmede en wennig stark, do is myi de ganze Schinke bamme Täller fuaggen; hogget der us nau mol anne riut!" Sai saggte nix un schnäit. Endlik harr' sai alle naumol saat. Awer, o Jömer! et bläif do biuten amme Strullen, ase wann de Himmel schmulten wör. De Koorten kamen wier oppen Disk, un de Frauluie fünnen nau ümmer wat te rantern un te riepen, un de Köster kam met syinem Hauptwitz annen Dag. „Schültske, ik wäit 'ne gudden Rot!" — „„O, laiwe Heer Köster, dann lootet mol hören!"" — „Hört! bit taum Kaffäidrinken well dyi 't nau mol ansaihn, allenfalls ok bit taum Owenddiätten; wand't dann awer nit opphört met Riänen ‚dann make dyi't, ase de Wulmerker" (die Wullmeringhauser). — „„Laiwe Heer Köster, biu maker't dai dann?"" — „Dai lootet et riänen." — De Schültske woorte salsk as 'ne Spinne un saggte kein Woort, genk riut un henk den Kaffäikitel op. „Gerdruiken! guit us dat Grüß van gistern op; dat is für dai Schmalächters gutt genaug".

Un sai drünken Kaffäi. Awer 't woorte syif, säß, siewen Uhr, et woorte duister, un Sente Päiter syine Sprüße was nau ümmer nit lieg. De Schültske meinte: „'ne Stücker säß Paraplühs können dyi wual bynäin brengen, un de ändern können use Tuffelnsäcke ümmehangen, un de Frauluie use Beddelakens." De Köster awer meinte: „Et is doch en wennig te klanderig woren, dyi sinnet keinen Buamm mehr op der Eere; dyi nehmen ug den ganzen Kamp annen Stieweln mit, un de armen Fraului mit iären papiernen Schaikelkes föllen myi van Hiärten läid daun. Schültske, woget naumol'ne Schinken dran!" De Schültske schwäig stille und spiggede Gift; sai genk iut der Stuawe un rette den Saloot, machte awer keine Brögge von Sur un Baumuallig drüber, ase gistern, sundern van Plundermilk, un op de Tuffeln keine gesmurte Butter met Päiterzilge, näi, Water un Miäll met Schraiwen (Speckwürfel). Un byi jeden Handtast, diän sai doh, söchtede sai: „Dat Volk frietet enne nau pankrott!" — Sai draug Tuffeln un Saloot op un satte de graute Schütel met den Schinkenknuackens oppen Disk: „Hyi is de ganze Näst; wann't opp is, hört et opp!" — „„Kinners, verschlüket ug nit!"" saggte de Köster; sai awer genk un lait sik den ganzen Owend nit wier saihn, taug den Schlütel iut dem Keller: „loot se byi't Pütt gohn!" un den Schlütel iut iärem Külter un laggte sik int Bedde un striepede Rausenkranz ümme biäter Wiähr. De Gäste gäfften sik auk allmehlik ter Rugge, ter Trappen un tem Ledderken ropp. Sau mannegmol, ase de Hahne kräggede, helt de Schültske de Hand iut dem Fenster: awer et räinte, ase wann alle Bänne ümme det himelske Watterfatt buasten wören. Sai stond op. „Gerdruiken! hank den Schüttelpott opp! awer Zikurgen, nix ase Zikurgen! Zikurgen is ak en gutt Gedränke, un süär dai Friättpösste nau viel te gutt. Füär den Pastauer kannste enn wennig int Pöttken apart mahlen."

De Gäste sammelden sik wier ümmen Disk; sai drünken en Schölken füär 't Nöchtern un verdräggeden hellesk de Augen. De Köster, dai sus füär emme Dutzend nit bange was, süllpede glyik nom äisten rümme. „Heer Köster, settet naumol opp!" — „„Näi, Schülske! ik danke; de Kaffäi is van Muargen te starke, me kritt det Biewern derван."" — Sai seeten un seeten, un de Mannsluie kriegen wier de Koorten. Do awer brak der Schültsken de Geduld: sai genk riut un kam wier rinn un saggte byi ullen Stüärten un Strullen: „Et is aber doch von Nachte schoine dicht riänt; et is ok, ase wann't sik en bitken opphlörte; bai niu bo wöll, dann wör't gitzunders Tyit: me wiät nit, bat et hernoh füär Wiähr gitt. Heer Pastauer, is düt uge Stock? Heer Köster, is düt uge Kappe? Do miärkeden awer de Gäste doch endlik, bat op Aßmannshuawe füär Wiähr was, un de Köster fluisperde dem Pastauern int Ohr: „Heer, dyi sittet hyi nit mehr schur, et riänt us tem Dake rinn." Sai säggten Adjus un dankeden für de fröntlike Opnahme un machten sik, trotz Wind un Wiähr, iut dem Dampe. De Schültske machte en Kruize ächter 'ne rinn un saggte: „Myiner Lebstage nit wier! Wann use Katrhinken mol frigget, dann sall't ments 'ne Kaffäihochtyit giewen — dat segg' ik!"

*

Geeignet: Mitarbeiter sind stets willkommen. Alle Leser, di: etwa im Besitze alter Nachrichten, Urkunden usw. sin', besonders wenn es sich um Nachrichten von heimatgeschichtlichem Interesse handelt, werden höflichst gebeten, diese zwecks Verwendung im „Wächter vom Kahlen Asten" an die Schriftleitung einzusenden.

Der Wächter vom Kahlen Asten

Beilage zur Sauerländer Zeitung

Blätter zur Pflege heimischer Art und Unterhaltungsschrift

Nr. 2 **Brilon, den 28. März 1931** **Erscheint in zwangloser Folge**

Im Banne des Astens

Der Bremberg.

Der Bremberg ist heiliges Land dem Skiläufer. — Vielleicht nicht Jedem auf Schneeschuhen ‚der hindurch läuft, aber dem, der dort im weißen Wunderdom die Sehnsucht nach Stille und Ruhe, sein Ich und Höheres sucht.

Er liegt irgendwo bei Winterberg und strahlt, wenn Herrloh und Ruhrkopf im Frühlingsbraun der Aecker liegen, noch in seinem weißen Demantkleid und hat in seinen herrlichen Fichten schon Schnee, wenn in Küstelberg die Kartoffeln noch in der Erde stecken. Er liegt im Banne des Astens, des Vaters der Berge Westdeutschlands. — Ist er überhaupt zu beschreiben, so in einfacher Prosa? Ich denke nicht daran, daß man sein Wesen erschöpfen könnte, dazu gehört die hohe, reine Sprache der Dichter und die, die ihn so besingen könnten, wie ich ihn tiefinnerst erfühle, die müßten schon von einem starken Körpergefühl beseelt und keine Kaffeehausathleten sein. Ihr Sang müßte wuchtig sein, wie die rotbraunen Fichtensäulen und dröhnend, wie wenn sie im heulenden West sich beugen und wipfelsplitternd ihre Schneelast abwerfen: dann wieder leise, wie die Stille, die zu Zeiten in ihm wohnte, wie wenn man Böcklins Einhorn mit dem Märchen um eine Schneisenecke biegend erwarteie, zart und funkelnd, wie die Schneekristalle, die im Nord und West von seinen Fichtenwipfeln stäuben, blitzend in allen Farben des himmlischen Regenbogens. Und seine Schneisen? Ungeahnte Erlebnismöglichkeiten bergen sie. Wer kennt sie alle? Auf keiner Karte — so einem höchst prosaischen Ding für Manchen — habe ich sie bis jetzt vollzählig oder richtig eingetragen gesehen. Wenn Du meinst, jetzt hättest Du sie alle durchlaufen — und es soll Verliebte, in den Bremberg Verliebte geben, die einen ganzen Sonntag nicht aus ihm und seinen Schneisen herauskommen—, merkst du einmal, daß dir die oder dich doch noch unbekannt ist.

An seiner Südfront entlang klingelt und tutet das Leben. Die zu den Straßen Winterberg-Berleburg und Winterberg-Schmallenberg parallellaufende Wegeschneise kennt jeder, der einmal zum Astenturm wanderte — und wen sollte es nicht dahin ziehen, der mit den Wintersportzügen aus dem Tieflande der Schlote kam — zur höchsten Höhe Westdeutschlands. (Streng genommen ist natürlich der Langenberg zwischen Niedersfeld-Willingen derjenige — welcher!) Benzingeruch durchzieht sie und im Sommer oft der Straßenstaub der von den sausenden Autos aufgewirbelt wird. Zerschlissene und spiegelglatte Skispuren „zieren" sie. Ich mag sie nicht mehr seitdem der Strom der Skiläufer so groß geworden ist daß die Spuren so ausgebaggert werden und seitdem der Sturm die Fichtenwipfel vor Jahren dutzendweise auf die Schneise skilaufhindernd war. Aber früher, vor dem Kriege, hat sie mir manches köstliche Erlebnis gegeben und manch hehres Bild vom deutschen Waldwinter. Nie vergesse ich den Eindruck einer Skiwanderung bei tiefem, lockeren Neuschnee — erster Schnee des Jahres 1912 —, als ich, meinem Rothaarziel Berleburg zustrebend, ganz allein diese Schneise zog. Eine weiche Dämmerung lag im Walde, Schneeflocken fielen leicht und dicht und in diesem Halbdunkel standen die schön im Anraum prangenden Randfichten wie weiche, dunkle Silhouetten vor der Winterhelle, die auf der Straße und ihren buschigen Schutzstreifen lag, über die der gelbe Postschlitten von Berleburg-Hoheleye mit Pferdeglockenklingen und Traritrara mir entgegen kam. Der Postillon blies „Ein Sträußchen am Hute, den Stab in der Hand" — in die Winterstille, er merkte nichts von dem einsamen Kämpfer im Brembergschnee. Von dieser Wegeschneise, auf der man vom Waldhaus die kürzeste Verbindung zum Astennordhang, dem beliebtesten Sportplatz von früher, hat und von der man die Straße ein gutes Stück durch die Stämme hindurch überschauen kann, während man jedoch von dort nicht gesehen wird, schoß ich einmal wie eine Otter herunter zur Straße, quer durch den Straßengraben, gedachte ich eine Jugendfreundin und ihren Gatten, die ich lange nicht gesehen, zu begrüßen: Das konnte sie ja nur sein! — Ich hatte die Skimütze ins Gesicht gezogen, daß sie mich erst dicht vor sich erkennen sollten und ich gedachte einen regelrechten Ueberfall zu machen, da stutzte ich dicht vor der Dame, daß Blut schoß mir zu Kopfe: Diese Dame kannte ich nicht! Den Mann musternd, um mich kniefällig zu entschuldigen, erkenne ich zu meiner großen Freude meinen einzigen skilaufenden Schulfreund. Na, war das eine komische Situation! Seit der Zeit laufe ich diese Schneise noch seltener.

Schön sind die Stellen, an denen glucksende Bächlein kleine Oasen in dem Tann bilden, die mit Birken und Salweiden besiedelt sind und von denen im Winter ein unendlich schöner Zauber ausgeht, wenn die hohe, schweigende, eins- und anraumerstarrte Fichtenrunde diese kleinen Kobolde mütterlich beschützend umfängt. Aber wehe dem Skiläufer, der so um Null Grad herum — besonders zu Wintersanfang im glucksenden Wasser seine Skienden badet! Er wollte es beileibe nicht — nun wird er für geraume Zeit die Koboldoase in der Brembergtannenstille hassen!

Ich hasse jedoch nur die, die in den herrlich reinen Schnee dieser 2 Oasen tappige Stiefspuren treten und dann den Märchenwinkel zu einer Knipsecke degradieren: „Fabelhafter Hintergrund" für eine Angebetete pp. . . . und dann die schwarzen Filmpackschutzstreifen in den Schnee werfen, ausgerechnet dahin, wo sie dem naturverbundenen Skiläufer das Märchen zerstören. Ich hege für diese Menschen immer nur den frommen Wunsch, sie müßten ihr Leben lang mit einem Spieß und großen Korb bewaffnet, sammelnde „Papiersteher" werden.

Kommt man abends vom Astenberg her, „heimwärts" ziehend d .h. auf dem vielgewählten schönen Umweg durch Büre und Popenschlade zum Bahnhof Winterberg durch den Brembera. aleitet man an zwei solcher Quellstellen

vorüber, die im Sommer von dickem, grünen Moos umrahmt sind. Es gibt aber auch Schneisen, in denen der Skiläufer auf seiner eigenen Spur zurück muß, zurück zu einer Hauptschneise, da er plötzlich vor einer dichten, klirrenden Tannenwand steht: Die Schneise ist zu Ende.

An Sonntagen der winterlichen Hochsaison hört der Stiwanderer außer dem Schüttenklingeln das Ablänten der sausenden Bobs von der „Kappe" herüber. Sonst ist aber, oder war es wenigstens vor dem Kriege, tiefe Stille im Bremberg, nur zart durchbrochen vom leisen Piepen des Fichtengoldhähnchens, der Tannenmeise: höchstens ab und zu an der Straße einmal vom Nätschen des des Eichelhähers, der vom nahen Astenberg herüberflog.

Aber in dem Winter 1911 ,der wenigstens ein anständiger Winter war, sah der aufmerksame Naturfreund mit hochgehendem Herzen Trupps von wunderfarbenen, nordischen Seidenschwänzen und Fichtenkreuzschnäbeln, die sich durch ihre Stimme verrieten.

Im Winter 1923 war der Bremberg braun von Fichtenzapfen, die sein Grün überwogen. Hie und da an seiner Nordseite trifft der einsame, stille Läufer auch mal ein Reh, und wenn er Glück hat, einen Hirsch, wenigstens kann er dessen Sein an den Fährten feststellen. Eichhörnchen und Edelmarder sind im Sommer häufiger wie im Winter anzutreffen, wenigstens gehen die ersteren nur in Notfällen aus ihren warmen Kobeln heraus. Wer Glück hat, sieht auch einmal den Schwarzspecht oder den Grauspecht ihre großen Luftsprünge machen und hört dazu des ersteren girrenden, des letzteren lachenden Ruf. Von des Brembergs Mantelsaum rinnen viele muntere Bächlein zu Tal und in ihren Talsohlen gibt es manch' feine Landschaftsstudie molligen, heimeligen Charakters. Die dem Skiläufer bekanntesten Tälchen sind die der Renau, der großen und kleinen Büre, der Popenschlade, des oberen Kappenhalses. — Die Siedlung rückt immer mehr an ihn heran. Bei den ersten Verbandswettläufen stand nur eine Hütte am Renaueinfall, Astennordhang; später kam das „Waldhaus", das „Parkhaus" hinzu und in und nach dem Kriege mehrten sich die Bauten. Es verschwand dagegen die Jugendherbe an der Renau und das Zelt am Astennordhang zu den Verbandswettläufen, die später sogar mehrmals von dem ehedem klassischen Astenberg zum Herrloh verlegt wurden. Aber 1914 brauchte man bei stark schwindender Harschdecke die Weiche und Tiefe des Brembergschnees für die Langlaufstrecke. Der Start war bei Dienst-Hoheleye, das Ziel in der Popenschlade vor dem Herrloh. Um den Bremberg wand sich die Strecke, stieg auf sein Haupt, sauste die Hubbelschneise hinunter, scharf rechtsum an den Buchen der Büre vorbei und kam westlich des Waldhauses" wieder aus den Fichten, um parallel der Straße zur Popenschlade hinunter im ehrenbogengeschmückten Ziel zu endigen, gegenüber Hubertushof, in dessen Räumen die Kämpfer ihre heißen Körper baden und stärken konnten.

Während man auf der sonst weitsichtigen Langlaufstrecke über den Grenzkamm und den Astenberg seine Vorder- und Hintermänner immer im Auge haben konnte, lief man durch den Bremberg ohne diesen belebenden Antrieb, ganz allein auf sich und seine Nerven gestellt, und es war wie eine Erlösung, als man am Abhang der Siedlinghäuser Skistrecke, da, wo jetzt die kleinen Tannen und das Haus am Walde stehen, freie Bahn vor sich sehen und den nächsten Rivalen in ungestümen Endspurt überrennen konnte. Es war mir im Ziele gerade, als wenn die gesammelte Kraft des Brembergs sich nun ganz explosiv entladen hätte, denn auch alle Müdigkeit und Nervenstumpheit, die auf der Mitte der Strecke über einen kam, war verflogen. Der Fichtenbalsam und die Windstille des Brembergs hatten Wunder gewirkt.

Ein Tag in den Mauern der alten Eresburg

Mein Besuch soll heute einer althistorischen Stätte gelten. Im stillen Tale der Diemel erhebt sich auf steilem Bergrücken das Städtchen Obermarsberg, einstens die vielumstrittene Eresburg. Schon die alten Römer haben hier gehaust ,und Karl der Große mußte viermal gegen die Höhe ziehen, um den hartnäckigen Widerstand der heidnischen Sachsen zu brechen. Schwere Zeiten erlebte die alte Feste in den Kämpfen mit den benachbarten Raubrittern, und selbst der 30jährige Krieg zog mit seinen Schrecken in ihre Mauern ein.

Während ich so über die graue Vorzeit dieses Ortes nachdenke, habe ich die schmucke Schwesterstadt, das alte Stadtberge — Niedermarsberg durchschritten und den Bergweg bis zu der Stelle erstiegen, wo einstens das Steintor sowohl dem friedlichen Wanderer wie dem hinterlistigen Ritter den Weg versperrte. Heute zeigen nur noch kleine, verwitterte Mauerreste den früheren Burgring an. Mein erster Besuch soll der ehrwürdigen Stiftskirche gelten. Durch eine stille Bergstraße gelange ich zum Benediktustor, das Kirchplatz und Friedhof von der Stadt abschließt. In einer Nische ist noch die Statue des hl. Benedikt zu erkennen, und die Inschrift einer Tafel bekundet, daß ein Propst von Marsberg das Tor im Jahre 1659 erneuert hat. Ich durchschreite diesen Torbogen und stehe vor der verwitterten Rolandsäule. Nicht ein prachtvolles Bildnis wie auf dem Marktplatz in Bremen sehe ich, sondern ein Denkmal, an dem der Zahn der Zeit kräftig genagt hat. Der kaum noch erkennbare Kopf wird, da der Hals fehlt, durch einen Eisenstab getragen. Neben einerlateinischen Inschrift am Sockel, die die kaiserliche Freiheit der Stadt andeutet, stehen die Worte:

„O Mars, Du vermeinter Gott,
Hier steh' ich Dir zum Hohn und Spott,
Jetzt rufen wir im wahren Glauben Christum an.
Vor Zeiten riefen Dich die Heiden an."

Ich trete in die freundliche Stiftskirche. Sie ist im romanisch-gotischen Baustile gehalten. Was von der ursprünglichen Kirche, die Karl der Große hier bereits im Jahre 785 erbaut hat, noch verhanden ist, wird wohl nicht mehr festzustellen sein, da nach einer Inschrift das alte Gotteshaus am Johannestage 1312 durch Blitz und Feuer zerstört sein soll. Neben dem Hochaltar bemerke ich die gemeißelten Köpfe Karls des Großen und Leo III. Hier an dieser heiligen Stätte soll Thankmar, der Stiefbruder des Kaisers Otto des Großen, im Jahre 938 von seinen Verfolgern erschlagen worden sein. Die unter dem Chor befindliche Krypta wird mir von einem Bürger der Stadt eigentümlicherweise als Heidenkeller bezeichnet. Nach einem Rundblick über den Friedhof und die ehemaligen, angrenzenden Klosteranlagen schreite ich der Hauptstraße zu. Mein Weg führt zum alten Rathaus. Vor diesem einfachen Gebäude erhebt sich der Schandpfahl oder Pranger. Da sich in keinem anderen Orte ein gleiches Strafinstrument befindet, ist die Säule der Betrachtung wert. Es ist ein Sandsteinpfahl von gut 2 Meter Höhe, auf dem eine breite Steinplatte ruht. Hierüber verjüngt sich die Säule bis zur Mannshöhe. Ein Eisengitter umschließt die Plattform. Mit einem eisernen Halsband wurde der Verbrecher angekettet und so dem Hohn und Spott des Volkes preisgegeben.

Mein Weg führt nach kurzer Zeit zu der um 1230 erbauten Nikolaikapelle. Nach dem Urteil des Kunsthistorikers Lübke ist diese Kirche als eines der schönsten Bauwerke unserer Heimatprovinz zu betrachten und als Perle der Golik anzusehen. Und wirklich überraschend sind die prächtigen Formen im Innern. Das Portal mit seinen Säulen, Arabesken und Tierleibern ist leider stark verwittert. Ich gehe zum Unterstädtertor, um von dort einen kurzen Gang um die alte Ringmauer zu machen. Und hier genieße ich eine wunderbare Fernsicht. Im Norden schweift mein Blick über das Diemeltal bis zu den höchsten Höhen des Eggegebirges, im Westen recken sich die Riesen des Sauerlandes empor und im Südwesten zieht sich das Waldecker Upland entlang. Im Süden laden der Bilstein und die Paulinenquellen zum Besuch ein.

Ich verlasse diese altgeschichtliche Stätte. Durch den entlaubten Herbstwald schreite ich am Nordhange des Bergkegels abwärts zu Tal. Ein Teil alter Geschichte ist erneut in mir wachgerufen ,ein neues Bild von unserem herrlichen Sauerland konnte ich schauen und unvergeßlich in mich aufnehmen.

*

Pfahlbürger in Westfalen.

Die westfälischen Städte des Mittelalters waren Grenzfestungen, vom Landesherrn angelegt, um ihre Gebiete abzuschließen und gegen feindlichen Einfall zu sichern. Die Bürger waren verpflichtet, die Wehranlagen in Stadt und Feldmark zu unterhalten und zu verteidigen. Da aber ihre Kräfte zuweilen nicht ausreichten, diese schwere Last zu tragen, wurden benachbarte Landgemeinden gezwungen, ihnen behilflich zu sein. So bildeten Stadt und Land einen Verband: In der Stadt wohnten die „inwendigen" Bürger, auf dem Lande die „auswendigen", auch „Pfahlbürger" genannt, deren Lage sich anschaulich am Verhältnis der drei Dörfer Altenrüthen, Meiste und Kneblinghausen zur Stadt Rüthen im Kreise Lippstadt schildern läßt

Die Bewohner der genannten Dörfer waren verpflichtet zur „Mauerwacht in Kriegszeiten und Not", sie mußten auf Befehl des Rates „jedesmal solche Wacht zur Verteidigung der Stadt Rüthen gehorsamlich verrichten". Während sonst das platte Land dem Gorichter unterstand und seinem Aufgebote folgte, wenn er in den Kirchdörfern die Glocken läuten ließ, stand in den Stadtdörfern nicht ihm, sondern dem Rate der „Glockenschlag" zu. Wenn also Krieg und Fehde herrschten und Gefahr drohte, bot dieser durch das Läuten der Glocken in den Kirchen zu Altenrüthen und Meiste die waffenfähigen Pfahlbürger auf, in der Stadt „zur Wacht und Defension" zu erscheinen und die Befehle des Rates entgegenzunehmen. In gleicher Weise wurden sie auch zur Anlegung und Unterhaltung der Festungswerke herangezogen, indem die Bauern zu „Wagen- oder Pferdediensten", die Kötter zu „Handdiensten" verpflichtet waren, und zwar konnten sie, wenn die Not es erforderte, zu gemessenen Diensten angehalten werden. Dafür genossen sie den Vorzug, daß sie in der Not „ihre Hinflucht mit ihren Weibern, Kindern, Viestern und Mobilien in die Stadt nehmen" durften. Ein Teil der Pfahlbürger hatte zu diesem Zwecke Kornspeicher in der Stadt, die sie in solchen Zeiten bezogen, während die übrigen bei „inwendigen" Bürgern vorübergehend Aufnahme fanden.

Doch wurden die Bewohner der Stadtdörfer nicht bloß zu den Festungsbauten, sondern auch zu den Arbeiten an anderen städtischen Gebäuden, wie Rathaus usw., nach Bedarf der Reihe nach herangeholt. Das Holz, das den städtischen Beamten zur Entlohnung für ihre Tätigkeit zugewiesen oder in der „Ratsküche" verbrannt wurde, mußte von den Köttern gehauen und von den Bauern zur Stadt gefahren werden. Wenn Mitglieder des Rates an den Sitzungen des Landtages oder an den Quartalconventionen in Arnsberg teilnehmen wollten, hatten sie das Recht, aus den Stadtdörfern „Pferde jeder Farbe" zu fordern, um sich zur Landeshauptstadt Arnsberg fahren zu lassen. Bei solchen Gelegenheiten erhielten die Männer je eine Kanne Bier und einen Kleinroggen, für jedes Pferd wurde ein Spind Hafer aus der Stadtkornkammer zugewiesen. Auch bei den Treibjagden, die jährlich mehreremale von der Stadt in den großen Marken gehalten wurden, waren die Pfahlbürger zu Diensten verpflichtet. Denn nur die „inwendigen" Bürger hatten das Recht der freien Pürsch in Wald und Feld, und wenn in den weiten Waldungen große Treiben gehalten wurden, mußten die „auswendigen" gleich leibeigenen Bauern dabei behilflich sein, indem die Pferdehalter die Jagdgeräte und das erlegte Wild fuhren, und die andern bei Anlegung der Hegen oder als Treiber sich betätigten. Die Pfahlbürger waren also nicht vollberechtigte Bürger, sondern Untertanen der Stadt, die wohl Pflichten, aber keine Rechte hatten. So wurden sie zu den Bürgerversammlungen, Schatzrevisionen usw. nicht zugelassen, sie konnten nicht in den Rat gewählt werden, kein Ehrenamt bekleiden und standen, wie schon angedeutet wurde, zu Bürgermeister und Rat der Stadt in einem ähnlichen Verhältnis wie die Hörigen zum Gutsherrn.

Auch in ihrer wirtschaftlichen Freiheit waren die Dörfer gehemmt . Kein Kaufmann oder Handwerker durfte sich darin niederlassen, und die bäuerliche Bevölkerung war gezwungen, alle Waren in der Stadt zu kaufen und dagegen den Ueberschuß ihrer Erzeugnisse zu verkaufen, und zwar an den beiden Wochenmärkten (Dienstag und Samstag) in Rüthen, nicht aber auf den Dörfern. Weil die Pfahlbürger im Stadtgebiete wohnten, wurden sie auch zu den städtischen Steuern herangezogen, desgleichen wurde die Akzise (Abgabe von Lebensmitteln und Gebrauchsgegenständen) von den Akziseherren unter der Aufsicht des Kämmerers in den Dörfern erhoben. Aus diesem Grunde war es eine Lebensfrage für die inwendigen Bürger, daß die Pfahlbürger mit der Stadt vereinigt blieben, weil sie sonst die Steuerlast hätten allein tragen müssen, und wiederholten Versuchen, die drei Dörfer aus dem städtischem Verbande zu lösen, haben sie erfolgreichen Widerstand geleistet .

Die Pfahlbürger hatten die eigene Verwaltung und Gerichtsbarkeit verloren, die vom Rate der Stadt ausgeübt wurde, sodaß die „Bauerrichter" in den Dörfern zu städtischen Dienern herabsanken und zu niederen Dienstleistungen herangezogen wurden. Recht deutlich trat der Verlust der Selbständigkeit der Dorfgemeinde in die Erscheinung auf Kirchweih, die in Altenrüthen am 2. Sonntag nach Gallus (16. Oktober), in Meiste auf Pfingstmontag und in Kneblinghausen am Sonntag nach Vitus (15. Juni) gefeiert wurde. Dann erschienen zwei Ratsherren mit dem Ratsdiener und Knecht auf dem „Tigge" (Dorfgerichtsplatz) unter dem Baume, an dem zum Zeichen der Hoheit Rüthens das Stadtwappen ausgeschnitten war, um das Gericht zu hegen, und alle Vergehen ,die während der Kirchweih vorkamen, zu bestrafen. Weil die auswendigen Bürger im Stadtgebiete wohnten, unterstanden sie auch hinsichtlich der höheren Gerichtsbarkeit in allen Zivil- und Strafsachen dem Stadtgerichte, nicht dem Go(Land)gerichte, und obwohl die Gorichter wiederholt den Versuch machten, die Dörfer ihrer Jurisdiction zu unterwerfen, hat der Rat doch die Zugehörigkeit zum Stadtgerichte immer wieder durch Anrufung der Behörden durchgesetzt.

Die Abhängigkeit der Pfahlbürger von der Stadt wurde zu Beginn des vergangenen Jahrhunderts beseitigt. Die Dörfer Altenrüthen, Meiste und Kneblinghausen wurden von Rüthen getrennt und zu selbständigen Gemeinden erhoben. Im Jahre 1819 begann das Auseinandersetzungsverfahren zwischen der Stadt und den Dörfern gegen der Rüther und Meister Mark, das 1828 abgeschlossen wurde, wodurch den einzelnen Dörfern die entsprechenden Teile der beiden Waldungen als Eigentum zugewiesen wurden. Damit war das Verhältnis zwischen Stadt und Stadtdörfern gelöst, eine in der Verfassungsgeschichte der westfälischen Städte bedeutungsvolle Einrichtung war aufgehoben.

*